Operationen nur sehr langsam vor sich gehen. Die Armee des Negus ist bereits an der Grenze von Schoa angekommen.

Das Letztere ist möglich, aber es fragt sich, ob thatsächlich das Gros seines Heeres bei ihm ist. Möglicher Weise ist der ganze Rückzug nur eine Falle, so daß es die Italiener bei Adigrat doch noch mit bedeutenderen Streitkräften zu thun bekommen, als sie annehmen.

Die Sendung englischer Truppenmassen nach Südafrika spukt nicht mehr blos in den Spalten der Londoner Blätter vom Schlage der „Times“, sie steht bereits auf dem Programm der Regierung und wird mit beschleunigter Eile ins Werk gesetzt werden. Die Angelegenheit kam in der gestrigen Sitzung des Unterhauses zur Sprache, worüber uns Folgendes berichtet wird:

Der Staatssecretair für die Colonien Chamberlain theilte mit, die Regierung habe beschlossen, die von dem Gouverneur der Capcolonie von den Küsten-Colonien nach dem Innern beorderten Truppen zu ersetzen; demgemäß werde so bald als möglich ein Linien-Bataillon und ein Corps berittener Infanterie nach Südafrika gehen. Diese Maßnahme hänge mit dem Beschlusse der Regierung zusammen, eine dauernde Vermehrung der Garnisonen am Cap vorzunehmen, da die Militairbehörden dieselben als nicht ausreichend zur Vertheidigung der Regierungswerften und Kohlenstationen erklären. Chamberlain erklärte sodann, um die Möglichkeit eines Mißverständnisses zu verhindern, die Regierung halte, den Fall größter Noth ausgenommen, nicht Reichstruppen, sondern locale Streitkräfte für am besten geeignet zur Unterdrückung eines Eingeborenen-Aufstandes. Ein hinreichender Vorrath an Mannschaften und Waffen sei in Südafrika gegenwärtig vorhanden; die einzige Schwierigkeit bestehe hinsichtlich des Transports und der Pferdebeschaffung. Die Regierung sei bereit, wenn es für nöthig erachtet werde, die Ermächtigung zu einer Recrutirung der colonialen Truppen zu geben; die Kosten hierfür trage die Chartered Company.

Es ist selbstverständlich, daß die „dauernde“ Verstärkung der Garnisonen der Capcolonie in Pretoria mit dem größten Mißtrauen aufgenommen werden, ja daß man dort in der Maßregel eine unmittelbare Bedrohung der Republik erblicken wird. Um ernsten Gegenschritten der Transvaalregierung vorzubeugen, müssen die Truppen sich natürlich unter den Klängen der Friedensschalmei einschiffen. Wer erhalten hierzu folgendes Telegramm:

* **Capstadt**, 18. April. (Telegramm.) Meldung des „Reuter'schen Bureaus“. Die Colonialregierung benachrichtigte auf Ansuchen Chamberlain's den Präsidenten Krüger, es sei beabsichtigt, die Garnisonen Caplands und Natals um je ein Regiment zu verstärken, weil Streitkräfte von dort nach Matabele-Land entsendet werden müßten. Krüger wurde auch mitgetheilt, daß dies keine Aenderung in der Politik der Freundschaft, welche die englische Regierung der Südafrikanischen Republik gegenüber anzuwenden bestrebt sei, bedeute. Chamberlain fügte hinzu, er wünsche, daß die Transvaal-Regierung hiervon Kenntniß nehme, weil er überzeugt sei, daß Diejenigen, welche das von beiden Ländern gewünschte befriedigende, dauernde Einvernehmen gestört sehen möchten, versuchen könnten, die Absicht Englands falsch auszulegen.

Wer sind die, welche das befriedigende Einvernehmen zwischen England und Transvaal stören wollen? Nominell die Hintermänner der „Times“, die Chartered Company und ihr Executor Jameson, die Capitalisten-Clique Rhodes und Genossen. Thatsächlich aber ist es die Regierung Großbritanniens, welche — nur hinter den Coulissen — die Fäden der Verwirrung spinnt. Die Beweise, welche seit dem Einfall Jameson's fast jeder Tag gebracht hat, sind zu erdrückend, als daß man für die Freundschaftsversicherungen Chamberlain's an die Adresse Krüger's mehr als einen Ausdruck der Verachtung haben könnte. Transvaal muß englische Provinz werden, das ist das Ziel der englischen Politik am Cap, die gegenwärtigen Ereignisse sind nur eine neue Etappe auf dem Weg dahin. Das weiß man auch in Pretoria und die Nachricht: „Transvaal bewaffnet sich bis an die Zähne“ entspricht, obwohl aus englischer Quelle stammend, ganz der Lage. Man wird jetzt mehr als je auf ernste Ereignisse am Cap gefaßt sein müssen. Eine merkwürdige Ironie des Schicksals wäre es, wenn die Nachricht sich bestätigte, daß Bulawayo von der Uebermacht der Matabele aufs Bedrohlichste bedroht, sich gezwungen gesehen habe, schleunige Hilfe von Transvaal zu erbitten, da die vom Gouverneur Robinson entsandten Captruppen nicht rechtzeitig eintreffen könnten, um eine Katastrophe zu verhüten. Man erinnert sich, daß beim Ausbruch des Matabeleaufstandes Transvaal seine Hilfe angeboten hat, daß dieselbe aber „dankend“ abgelehnt wurde.

Deutsches Reich.

C. H. **Berlin**, 17. April. Die Anarchisten werden am Dienstag (21. April) eine große Versammlung abhalten, um ihre Delegirten für den internationalen Socialistencongreß in London zu wählen. Die Anarchisten erklären, daß es für sie Ehrenpflicht sei, in möglichst stattlicher Anzahl in London zu erscheinen. Sie erwarten von dem Congreß große Dinge; sie halten es nämlich nicht für ausgeschlossen, daß eine Spaltung des Congresses eintritt, falls Bebel und Genossen bei ihrer Forderung beharren, daß nur diejenigen Arbeitervertreter zugelassen werden, die den Parlamentarismus als nützlich anerkennen. In England giebt es bekanntlich auch innerhalb der Trades Unions weite Kreise, die an die Nützlichkeit des Parlamentarismus nicht glauben; die Holländer stehen insgesammt auf diesem Standpunct; das glauben die Mehrheit der Franzosen und ein Theil der übrigen romanischen Delegirten. Da in London ein anderer Wind weht, als in Zürich, wo bekanntlich die Polizei den Herren Bebel und Genossen sich recht gefällig erwies, so werden diese Herren einen recht schweren Stand haben; so leicht wie in Zürich wird es ihnen nicht gelingen, die Opposition, welche, wie schon bemerkt, in großer Stärke erscheinen wird, zu entfernen. Gelingt aber der Ausschluß, so werden die oppositionellen Elemente nicht sogleich nach Hause reisen, sondern in London sofort einen zweiten internationalen Arbeitercongreß veranstalten. Die Sache verspricht also auf alle Fälle sehr interessant zu werden und in drastischer Weise den Erfolg der hochtönenden Mahnung: „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!“ zu illustriren.

* **Berlin**, 17. April. Ueber Schnellfeuer-Feldgeschütze wird dem „Hannov. Courier“ aus militairischen Kreisen geschrieben:

„Bestätigt sich die Nachricht, daß Frankreich zur Einführung eines Schnellfeuergeschützes — wahrscheinlich eines 7,5 cm mit automatisch das Rohr nach dem Rücklauf vorbringender Lafette — und zu dem Eintritt in die Massenfabrikation, wozu die geforderten 470 Millionen schließen lassen, entschlossen sei, so wird die Frage eines gleichartigen Entschlusses für uns zu einer brennenden. Man darf nämlich annehmen, daß man in Frankreich, ehe man den gefaßten Entschluß in die Oeffentlichkeit kommen ließ, schon einen größeren Theil des neuen Materials vollendet hat, um sich einen Vorsprung zu sichern. Durch die schon erfolgte Einführung einer 12-cm-Feldhaubitze hatte man auch schon einen vorbereitenden Schritt gethan, indem man 1) der Feldartillerie ein hinreichend bewegliches Schnellfeuergeschütz gab und dadurch 2) ein auszuführendes Schnellfeuergeschütz von der Brisanzgranate entlastete, die es nicht verwenden kann, die aber ein Feldgeschütz doch haben müßte, wenn man eine Feldhaubitze nicht besitzt, da die bespannte Fußartillerie kaum rechtzeitig in Feldschlachten eintreffen wird. Man mag über die Zweckmäßigkeit des Entschlusses, als erste Macht ein Schnellfeuergeschütz einzuführen, denken, wie man will: die Thatsache, daß Frankreich die Massenfabrikation eines solchen beginnt oder fortsetzt, muß uns auf denselben Weg führen. Zweifellos sind bei uns an leitender Stelle auch schon Versuche mit Schnellfeuergeschützen gemacht, und man darf wohl annehmen, daß man sich auch für einen Typ entschieden hat, um sich in einem Falle, wie er jetzt vorliegt, von Frankreich nicht überholen zu lassen.“

Die „Berl. N. N.“ glauben hinzufügen zu dürfen, daß in Deutschland alle Schritte gethan sind, um sich die Zustimmung des Reichstages vorauszusichern, in einer so wichtigen Bewaffnungsfrage von Frankreich nicht überholen zu lassen.

* **Berlin**, 17. April. Den französischen Socialdemokraten hat der Reichstagsabgeordnete Liebknecht seinen Dank für die ihm zum 70. Geburtstage gewidmeten Glückwünsche in einem Schreiben ausgesprochen, das in der „Petite République“ an die Oeffentlichkeit gekommen ist. Es lautet:

„Charlottenburg, 6. April 1896.

Liebe Collegen und Kameraden!

Unter den Tausenden von Telegrammen, Briefen und anderen Sympathiekundgebungen, die ich bei Gelegenheit meines siebzigsten Geburtstages empfangen habe, befindet sich eine so große Zahl aus Frankreich, daß ich Wochen brauchen würde, um all diese Kundgebungen zu beantworten. Ich habe keinen Secretair und bin auch nicht in der Lage, meine dringenden Arbeiten zu unterbrechen.

Unter diesen Umständen bitte ich Sie, mir zu erlauben, durch die „Petite République“ allen meinen französischen Freunden, die mir Glückwünsche geschickt haben, meinen Dank auszudrücken. Diese Beweise internationaler Solidarität haben mich tief gerührt und mir die lebhafteste Freude bereitet. Sie bekräftigen aufs Neue meine Ueberzeugung, daß gerade der Socialismus den schrecklichen Leiden ein Ende bereiten wird, welche der Bruderkrieg von 1870 erzeugte, dessen Folgen für Deutschland noch unheilvoller sind als für Frankreich.

Es lebe der internationale Socialismus!

Es lebe die Alliance der Völker!

Brüderlichen Gruß

W. Liebknecht.“

Ob die französischen „Genossen“ jetzt, wo Herr Liebknecht ihnen versichert, der „Bruderkrieg von 1870“ habe für Deutschland noch „unheilvollere“ Folgen gehabt als für Frankreich, die Chauvinisten in ihren eigenen Reihen vom Schlage der Millerand, Jaurès u. s. w. Lügen strafen werden? Wir bezweifeln es.

— Die Interpellation des Centrums wegen der Duelle lautet wörtlich: „Hat der Herr Reichskanzler Kenntniß von den in letzter Zeit vorgekommenen Zweikämpfen, bei denen insbesondere Militairpersonen betheiligt waren? Ist dem Herrn Reichskanzler bekannt, ob und welche Maßregeln zur Verhütung dieser Zweikämpfe getroffen waren? — Welche Maßregeln gedenkt der Herr Reichskanzler zu ergreifen, um in Zukunft den gesetzwidrigen, das allgemeine Rechtsbewußtsein schwer verletzenden Zweikämpfen wirksamer als bisher entgegenzutreten?“

— In der Reichscommission für Arbeiterstatistik wurden gestern die Auskunftspersonen aus Stettin über die Verhältnisse in der Herrenconfection befragt. Neben dem Vertreter der Confectionaire waren noch zwei Zwischenmeister, zwei Schneider und eine Schneiderin anwesend. Es ergab sich aus den Verhandlungen, daß die Löhne in Stettin niedriger als in Berlin sind, was damit motivirt wurde, daß in Stettin nicht so hohe Ansprüche an die Arbeit gestellt werden wie hier. Die Festsetzung der Löhne wird durch einen Minimaltarif bestimmt, der seitens der vereinigten Confectionaire aufgestellt worden ist. Wie in Berlin, so wird auch in Stettin für die Einrichtung von Betriebswerkstätten, namentlich von dem Schneider Käming, agitirt. Die Großconfectionaire verhalten sich aber ablehnend gegen diese Forderung. — Im weiteren Verlaufe der Verhandlungen wurden die aus Herford, Lübbecke und Godderbaum bei Bielefeld geladenen Fabrikanten und Arbeiter über die sogenannte Arbeiterconfection befragt. Heute begannen die Verhandlungen über die Damenconfection, wobei mit Berlin, als dem hervorragendsten Platze, begonnen wurde. Auch hierbei spielte die Frage der Betriebswerkstätten, für deren Einführung wieder Herr Timm eintrat, eine große Rolle. Wie es nach der „Post“ heißt, soll ein Theil der Confectionaire gewillt sein, bei einer reichsgesetzlichen Regelung dieser Frage den bisherigen Widerstand gegen solche Werkstätten aufzugeben.

— Der Nachtragsetat wegen Uebernahme der Verwaltung von Neu-Guinea auf das Reich beziffert sich auf 500 000 ℳ.

— Die Commission des Abgeordnetenhauses beendete heute die erste Lesung des Gesetzes über die Richter-Gehälter. Paragraph 8, der sogenannte Assessorenparagraph, wurde mit elf Stimmen des Centrums, der Freisinnigen und der Nationalliberalen gegen zehn Stimmen der Conservativen und der Freiconservativen abgelehnt.

— Graf von Schlieben-Sanditten hat nunmehr nach der Veröffentlichung der von uns schon mitgetheilten Abbitte des Hofpredigers a. D. Stöcker seine gegen diesen anhängig gemachte Klage zurückgezogen.

— Schneller, als erwartet, hat sich die Commission zur Berathung des die Apotheken betreffenden Entwurfs vertagt. Beschlüsse sind nicht gefaßt worden, und wie die „Apothek. Ztg.“ hört, ist über die Hauptfrage, die Concessionsertheilung, keine Einigung, ja nicht einmal eine Annäherung zu Stande gekommen. Es bleibt nunmehr abzuwarten, ob die Regierung in dem definitiven Gesetzentwurf auf der geplanten Personalconcession bestehen bleibt oder nicht. Betreffs aller übrigen Einwendungen der Sachverständigen ist von den Regierungsvertretern ein derartiges Entgegenkommen gezeigt worden, daß man in den Apothekerkreisen mit den Ergebnissen der Berathungen in dieser Hinsicht äußerst zufrieden ist.

— Der Minister des Innern und der Cultusminister haben im Einverständniß mit dem Reichskanzler eine Anordnung erlassen, welche das Impfgeschäft zu erleichtern bestimmt ist. Dieselbe wird schon bei den nächsten Impfungen zur Durchführung gelangen.

— Zu der antisemitischen Candidatur im Wahlkreise Neu-Ruppin-Templin hatte das „Volk“ gemeldet: „Zuerst war mit einem Großbestillateur verhandelt worden, jetzt ist der Kaufmann und Ackerbürger Emil Schülerk als Candidat der deutsch-socialen Reformpartei aufgestellt.“ Hierzu bemerkt die „Neu-Ruppiner Ztg.“: „Eine köstliche Ironie liegt in diesen paar Worten. Es ist thatsächlich zuerst mit einem Großbestillateur verhandelt worden, nämlich dem Herrn Emil Schülerk zu Neu-Ruppin. Aber der Charakter „Großbestillateur“ erschien wohl nicht ausreichend für die Agitation, und flugs wurde der Kaufmann und Ackerbürger Emil Schülerk als Candidat aufgestellt. Das Köstliche ist nun, daß der Großbestillateur und der Kaufmann und Ackerbürger Emil Schülerk ein und dieselbe Person sind.“

— Der Polizeipräsident ist der Ueberzeugung, daß die Kutscher und Schaffner der Omnibusse wegen Ueberanstrengung im Dienst ihre Aufmerksamkeit nicht genügend auf die Betriebssicherheit richten können. Er ist daher bei den Directionen der betheiligten Fahrgesellschaften vorstellig geworden, daß den Kutschern und Schaffnern stets auf vier Diensttage ein freier Tag gewährt werde. Obwohl eine derartige Vorschrift bei einer Gesellschaft bestand, wurde sie bisher nur in seltenen Fällen befolgt. Auf Grund des Vorschlags des Polizeipräsidenten hat nun die große Berliner Omnibusgesellschaft eine Anzahl neuer Beamter eingestellt, um so die von der Behörde geforderte Sicherheit für die Einhaltung der Dienstordnung gewähren zu können. Hoffentlich werden diesem Beispiel die anderen Gesellschaften folgen.

— Der unter dem Vorsitz der Generale v. Strubberg und Graf v. d. Gröben stehende Evangelische Afrikaverein hat in Usambara ein Gebiet von einer Quadratmeile angekauft, um eine Heimstätte für befreite Sclaven anzulegen. Das Werk soll noch in diesem Monat begonnen werden.

— Die bei der Anlage der Stufenbahn in der Gewerbeausstellung beschäftigten Zimmerer, deren Forderung auf neue Lohnerhöhung zurückgewiesen wurde, haben zum Theil die Arbeit zu den alten Bedingungen wieder aufgenommen.

— Der österreichisch-ungarische Botschafter v. Szögyeny-Marich ist aus Wien zurückgekehrt.

* **Kiel**, 17. April. Dem Redacteur des schleswig-holsteinischen Socialistenorgans, Namens Kluß, wurde, wie die „Köln. Ztg.“ berichtet, in öffentlicher Parteiversammlung die Redacteurstelle genommen, weil er diese mißbraucht hatte, um Schulden zu machen, die er nicht tilgen kann.

* **Bremerhaven**, 16. April. Fürst Bismarck hat in einem Schreiben an den Bremerhavener Club „Glocke“ seiner Bereitwilligkeit Ausdruck gegeben, die Mitglieder desselben am 2. Mai d. J. zu empfangen.

* **Tuchel**, 16. April. Die Nachricht, daß das katholische Krankenhaus, das unter der Leitung der grauen Schwestern steht, polizeilich geschlossen worden ist, bestätigt sich. Die Schließung ist bereits am 10. März auf Anordnung der Aufsichtsbehörde erfolgt, da der Vorstand des Krankenhauses trotz wiederholter Aufforderung nicht nachzuweisen vermochte, daß ihm die Concession zum Betriebe einer Privatkrankenanstalt gemäß § 115 des Zuständigkeitsgesetzes vom Bezirksausschuß ertheilt worden sei. Die letztere von der Polizeiverwaltung zur endlichen Beibringung dieses unerläßlichen Nachweises gestellte Frist von 6 Wochen war wiederum verflossen, ohne daß die Verwaltung der gesetzlich vorgeschriebenen Verpflichtung nachgekommen war, wozu die grauen Schwestern sich nicht für verpflichtet hielten. Durch Erlaß vom 7. Juni vorigen Jahres war nämlich von den Ministern des Unterrichts und des Innern genehmigt worden, daß in Tuchel eine Niederlassung der Genossenschaft der grauen Schwestern aus dem Mutterhause Breslau behufs Ausübung der ambulanten Krankenpflege errichtet werde, und der genannten Genossenschaft zugleich widerruflich gestattet, in Verbindung mit dieser Niederlassung die Pflege und Leitung in einem neu zu errichtenden Armen- und Pfründnerhause als Nebenthätigkeit zu übernehmen. Von dieser ministeriellen Genehmigung haben die grauen Schwestern indessen nur insoweit Gebrauch gemacht, als sie in Tuchel ihre Niederlassung bewirkten und alsdann in dem zu Armenzwecken bestimmten neuerbauten Hause ohne die erforderliche Genehmigung des Bezirksausschusses eine Privat-Krankenanstalt errichteten.

* **Kottbus**, 17. April. Die Versammlung der Ausständigen beschloß, in einer neu anzuberaumenden Versammlung nochmals über die Beilegung des Ausstandes abzustimmen. Die Minderheit habe sich dann der Mehrheit zu fügen. Die Bedingungen sind schriftlich den Fabrikanten zu übergeben und lauten: alte Lohnsätze, elfstündige Arbeitszeit, 1½stündige Mittagspause. Da sämmtliche Führer für die Beilegung sind, ist die demnächstige Beendigung des Ausstandes sicher.

* **Halle a/S.**, 17. April. Der Verein der Colonialwarenhändler zu Halle a/S. nahm in seiner gestern Abend abgehaltenen, gut besuchten Versammlung Stellung zu dem Beschlusse der Reichscommission für Arbeiterstatistik, betreffend den Ladenschluß an Wochentagen. Die Versammlung entschied sich für einen Ladenschluß um 9 Uhr Abends und beauftragte den Vorstand, bei Weitem zu veranlassen, namentlich Verwahrung bei der Königl. Regierung und der Handelskammer gegen den Ladenschluß um 8 Uhr Abends einzulegen. Was die beschlossene Errichtung eines Kaufhauses und Versandgeschäfts für Colonialwaaren durch die deutsche Colonialgesellschaft anlangt, so soll in einer Eingabe an die zuständige Behörde gegen eine solche protestirt werden.

* **Nürnberg**, 17. April. Die gerichtliche Bestätigung der jüngst erfolgten Beschlagnahme des „Nürnberger Anzeigers“ ist erfangen und die Untersuchung wegen Majestätsbeleidigung bereits eingeleitet. (M. N. N.)

* **Karlsruhe**, 17. April. Bei den gestrigen Stadtverordnetenwahlen der dritten Classe wurden 11 Socialdemokraten, 4 Centrumsmänner und 1 Freisinniger gewählt.

* **Gönningen**, 16. April. Die Deputation von Samenhändlern, welche sich von hier nach Berlin begab, um dort an einflußreichen Stellen wegen des Verbots des Hausirhandels mit Sämereien vorstellig zu werden, nahm die Unterschriften mit, die in den letzten Wochen von den hiesigen Samenhändlern bei ihrer Kundschaft gesammelt worden sind. Diese Unterschriften, mit über 10 000, beweisen, daß die Gönninger Händler das Vertrauen ihrer Kunden durch Führung reeller und guter Waaren sich erworben haben.

* **Freising**, 17. April. Die Bischofs-Conferenz geht morgen zu Ende. Ueber die Verhandlungen verlautet nichts Bestimmtes, doch dürfte es sich, nach der „Allg. Ztg.“, lediglich um Interna der Kirche gehandelt haben.

* **München**, 17. April. Bei der Berathung des Etats der directen Steuern erklärt der Finanzminister, ein Gesetzentwurf, betreffend die Reform der Einkommensteuer, Capital-, Renten- und Gewerbesteuer, sei in den Grundzügen fertig. Die vollständige Ausarbeitung werde so weit gefördert werden, daß die Vorlegung bei Eröffnung der nächsten Landtagssession erfolgen könne.

Oesterreich-Ungarn.

* **Wien**, 17. April. Uebereinstimmende Meldungen der Blätter führen die allseitig dementirte Nachricht von der angeblichen Demission des Kriegsministers v. Krieghammer darauf zurück, daß der Kriegsminister von seiner jüngsten Erkrankung an Influenza noch nicht völlig hergestellt ist und bis zum Zusammentritte der Delegationen Erholung im Süden suchen dürfte.

* **Triest**, 17. April. Der König und die Königin von Rumänien sind heute Abend hier eingetroffen.

Frankreich.

* **Paris**, 16. April. Der Ex-König Milan wird im nächsten Monat eine Reise nach Amerika antreten, um

---

müßig, weil ihre Gedanken rastlos schweiften. Sie blickte in die Gartentiefe hinaus, wo hin und wieder ein Apfel mit dumpfem Fall von den bunt gefärbten Bäumen ins Gras niederfiel, wie in ein fernes Land, wie in eine unbekannte Zukunft. Hier hatte sie mit Harry gestanden, als sie zum ersten Male als Verlobte Lenzsohn betreten hatten und es bei ihnen ausgemacht gewesen war, hier müßten sie bleiben und hier würden sie glücklich werden. Wie lange das Alles her war! Manchmal war ihr's, als müsse sie derweil weiße Haare bekommen haben.

An einem solchen Tage ließ sich Eberhard von Alten bei ihr melden. Sie hätte lange darauf vorbereitet sein müssen, daß er kommen werde, dennoch erschrak sie. Er hatte in der ersten, schweren Zeit sich täglich in Person nach ihrem Befinden erkundigt — ihre Mutter hatte ihr das erzählt —, war aber von dem Tage an fortgeblieben, wo die entscheidende Besserung eingetreten war. Nun kam er, um sich von der Genesenen die Antwort zu holen auf seine Frage, die er am Tage des Unglücksfalls, als er ihr das Leben gerettet, an sie gerichtet hatte. Was sollte sie ihm erwidern? Wußte er ihre Antwort nicht voraus? Mußte sie ihm sie wirklich noch Auge in Auge wiederholen? Wie gut und edel von ihm, wenn er es ihr erspart hätte! Aber er war ein Mann und hegte selbstsüchtige Wünsche.

Eberhard kam. Er sah noch ernster aus als sonst, beinahe feierlich, wie vor einer großen Entscheidung. Nach den ersten Worten, in denen er ihr zu ihrer Wiedergenesung herzlich gratulirt — auch einen Strauß von gelben Theerosen, die sie ganz besonders liebte, hatte er mitgebracht —, fuhr er fort: „Wollen Sie mich jetzt anhören, Frau Thea?“

Seine Stimme klang weich, aber ganz ruhig. „Ich habe Sie ja damals schon gehört“, sagte sie, die Augen gesenkt und ein paar welke Rosenblätter aus dem Strauß zupfend.

„Es war noch nicht Alles“, entgegnete er. Und als sie schwieg, setzte er hinzu: „Sie wissen, daß Frau von Sennfeldt gestorben ist?“

Thea verneinte. „Man hat mir nichts davon mitgetheilt.“

„Man wollte Ihnen begreiflicherweise jede Aufregung fernhalten.“

Thea verharrte eine Weile in schweigendem Nachdenken. Sie war noch bleicher geworden als vorher. „Hat sie viel gelitten?“ fragte sie dann.

„Zuletzt nicht mehr, wie es scheint. Sie ist verhältnißmäßig friedlich entschlafen und hat nichts äußerlich entbehrt. Obwohl sie sich in den letzten Jahren immer noch krampfhaft an das Leben mit all seinen geselligen Zerstreuungen und — geselligen Lügen anklammerte und das heitere Gesicht der Weltdame zeigte, wie bisher, war sie innerlich doch gebrochen. Sie verstellte sich nur noch — auch vor sich selber. Vielleicht hätte sie sonst das Leben gar nicht ertragen. Ich glaube sicher, daß der Tod ihr willkommen war. Sie war schon im vorigen Winter mit ihrem stereotypirten Lächeln auf dem eingeschrumpften Todtenkopfgesicht und mit ihrem verkrümmten Rücken, in der immer auffallend eleganten Toilette und mit den Manieren einer glücklichen Frau ein bejammernswerther Anblick. Man entsetzte sich vielfach vor diesem Bild einer menschlichen Ruine, die sich dem Strudel der großen Welt immer noch nicht fernhalten wollte. Sie suchte eben Vergessen. Aber sie hat den Verlust dieses Sohnes, den sie anbetete und verzätterte, und an dessen Ende sie sich doch nicht schuldfrei fühlen konnte, nie verschmerzen gelernt. Dieser Wurm fraß unablässig an ihrem Leben und vernichtete es endlich. Friede ihrer Asche!

Thea erzitterte leise. Sie sagen: „den Verlust, Herr von Alten?“ fragte sie plötzlich.

„Ihr war er doch jedenfalls verloren“, sagte er mit eigenthümlicher Betonung nach einer kleinen Weile des Zögerns.

Thea blickte, die Hände im Schooß faltend, starr vor sich nieder. Eine Falte lagerte sich auf ihrer Stirn. „Sie glauben an mehr — an etwas Anderes“, kam es tonlos über ihre Lippen.

„Muß ich nicht? Muß es nicht Jeder?“

Sie schüttelte langsam den Kopf. „Nein, nein.“ Ein merkwürdiges, traumverlorenes Lächeln lag auf ihren Lippen. „Mein M— Harry ist nicht todt. Gerade dann würde ich es wissen. Er hätte mir vorher ein Zeichen geschickt. Ich weiß, daß er lebt“.

Eberhard zuckte in leichter Ungeduld die Achseln. Er zog seinen Schnurrbart einmal zwischen den Zähnen durch. Dann sagte er ruhig: „Das, weshalb ich hier bin und was ich von Ihnen erbitten will, hat mit meinen Ueberzeugungen, ob Ihr Glaube Sie täuscht oder nicht, nichts zu thun. Sie wissen, warum ich kam. Sie haben mir einst den Andern vorgezogen, der Ihrer nicht würdig war, und trotz meiner Warnungen . . . Bitte, lassen Sie mich ruhig ausreden! Sie thaten, was Sie mußten, denn Sie liebten ihn ja. Ich ging und suchte zu vergessen. Ich habe nicht vergessen können, Frau Thea. Als ich erfuhr, Sie seien nicht glücklich geworden, kam ich zurück, um Ihnen zur Seite zu stehen, wenn Sie eines Freundes bedürfen sollten. Inzwischen waren Sie bereits frei geworden — in meinen Augen wenigstens frei. Dennoch gönnte ich Ihnen Zeit, ein einst erträumtes Glück zu verschmerzen, ehe ich mich in Ihre Nähe wagte, um meine Werbung zu erneuern. Dann ließ ich mich hierher versetzen, als ich glaubte, daß der rechte Augenblick gekommen sei, dem höchsten Wunsch meines Lebens noch einmal Worte zu leihen. Ich habe treu und ehrlich um Sie geworben, Frau Thea. Und ich kann nicht glauben, daß auch heute noch jener Andere — der Schatten jenes Anderen zwischen Ihnen und mir stände.“

Er schwieg einen Augenblick und sah zu ihr hinüber, aber sie regte sich gar nicht. Dann fuhr er fort: „Ich habe Ihren Schmerz, Ihre Trauer und Ihr geduldiges Harren geehrt, Frau Thea. Nie ist ein selbstsüchtiges oder anklagendes Wort aus meinem Munde laut geworden. Aber es darf nicht immer so bleiben. Wollen Sie Ihr junges Leben hier in der Einsamkeit lieblos vertrauern? Wollen Sie Ihren Schatz vergraben, für immer, während er doch Andere beglücken, Anderer Leben verklären könnte? Und soll ich für alle Zeit einsam draußen stehen bleiben, nur weil einmal einer, der es nicht verdiente, sie zu erobern, kühn nach Ihrer Hand zu greifen wagte und sie festhielt? Das kann unmöglich Ihr Wille sein. Ihr Kind braucht einen Vater, Sie brauchen eine männliche Stütze, einen Helfer, einen Berather, einen Freund. Sie sind eine starke Natur, Sie haben sich als solche bewiesen. Aber eine Frau sind Sie doch eben auch blos. Und wenn Sie nur den Freund in mir sehen, mir nur freundschaftliche Neigung entgegenbringen können — vertrauen Sie sich mir trotzdem fürs Leben an, Frau Thea! Ich will Sie führen und stützen, ich will an Ihrer Seite stehen, für Sie arbeiten, für Sie kämpfen, mit Ihnen jubeln und leiden in jeder Stunde Ihres Lebens. Stoßen Sie mich nicht zum zweiten Male von sich! Und wenn jener Andere wirklich noch lebte . . .“

Er lebt! fiel Thea mit klarer, fester Stimme plötzlich ein. Es war das erste Wort, das sie sprach, und wieder richteten ihre Augen sich, wie mit einem hellseherischen Glanz, in die Gartentiefe hinaus.

„Und wenn er selbst lebte,“ fuhr Eberhard mit noch entschiedenerem Tone fort. „Was könnte Sie an diesen Mann noch fesseln, der in Jahren es nicht der Mühe für werth gehalten hat, mit einem Wort nach Ihm oder nach seinem Kinde zu fragen, während er in der Ferne einem trügerischen Glücke nachjagte? Der im besten Falle heute eine elende, verkümmerte Existenz irgendwo in einem unbekannten Erdwinkel hinschleppt, wenn er nicht gar so tief gesunken ist, daß er nie wagen darf, Ihnen mehr vor Aus zu treten oder auch nur seinen Namen zu nennen, deren beschmutzt hat? Nein, nein! Weisen Sie diesen „Trost“ von sich — es ist ja keiner. Wenn Sie das Andenken an den, dem Sie einst geliebt haben, in Ehren bewahren wollen — und ich wäre der letzte, der es Ihnen verwehren möchte —, so können, müssen Sie glauben, daß er nicht mehr unter den Lebenden weilt. Wohin könnten Sie sonst? Und wie dürften es ja auch glauben — Alles spricht dafür. Ich darf eigentlich Niemand mehr zweifeln.“

„Warum?“

„Glauben Sie, Harry von Sennfeldt hätte nicht einmal an das Sterbelager seiner Mutter eilen wollen — dieser Mutter, die Zeit seines Lebens auf den Knien vor ihm gelegen hat — wenn er noch lebte?“

„Wie konnte er denn wissen . . .?“

„Meinen Sie, Frau von Sennfeldt hätte es in all diesen Jahren an Versuchen fehlen lassen, Nachrichten von ihrem Liebling einzuziehen? Nein, wahrhaftig nein. Sie hat große Summen dafür hingeopfert und keinen Fleiß ihrem rastlosen Bemühen nutzlos verstreichen lassen. Allerdings. Als sie ahnte, daß ihre Krankheit eine schlimme Wendung nehmen würde — lange genug hatte sie sich darüber fortgetäuscht —, hat sie sogar zu öffentlichen Aufrufen in den Zeitungen ihre Zuflucht genommen. Auch sie blieben ohne Erfolg. Und seit sie todt ist, hat das Gericht der Erbschaftsregulirung halber gleichfalls das öffentliche, amtliche Aufgebotverfahren eingeleitet, dem — wenn die gesetzliche Frist gelaufen ist — die Verschollenheitserklärung folgen wird. Sieben aus alledem, daß Sie keine Hoffnung — ich möchte sagen: keine Furcht mehr zu hegen brauchen, Harry von Sennfeldt könne eines Tages wieder auftauchen und seine Rechte — Rechte, die inzwischen ihm längst gerichtlich aberkannt sein würden und gar nicht mehr existirten — geltend zu machen. Selbst wenn er nicht todt wäre, was man doch nur zu seinem eigenen Besten wünschen kann und muß, wird gerichtlich, officiell todt sein.“

(Fortsetzung folgt.)